

Laubenkolonien
gelten als Inbegriff
des Spießertums.
Doch
in Metropolen
wie Berlin
entwickeln



HINTERM ZAUN

Text LENA FIEDLER

Fotos CHRISTIAN WERNER

sie sich
zu Schutzorten,
in denen Menschen
aus diversen
Milieus zu guten
Nachbarn werden
können.

Es ist einer dieser letzten
Sommertage im Herbst.

Am Ufer des Kanals
lungern junge Neuköllner
mit großen Sonnenbrillen
vor Cafés mit ganztägiger
Frühstückskarte. Ein paar
Meter weiter wird es
unbewohnt, Brachflächen
und Baustellen wechseln
sich ab, der Asphalt ist an
vielen Stellen brüchig. Ein
älterer, etwas mürrischer
Herr läuft die Straße
entlang, öffnet eine
Zauntür und verschwindet
grußlos. Über der Tür
hängt ein Schild:
„Kleingartenverein“.

Der erste Garten,
PARZELLE 62,
gehört Ahmad. Am blauen
Eingangstor steht auf
einem Messingschild: „Der
Vorstand“. Der Vorstand

ist noch nicht ganz wach. Er lädt zu einem Salbeitee,
den er frisch im Garten pflückt. Ahmad lehnt sich auf
seinem Stuhl zurück, dreht sich eine Zigarette und
grinst. Am rechten Ohr glitzert ein kleiner Ohrstecker.
Mit seinem gelben Batik-Shirt und den schwarzen
Locken sieht er aus wie ein amerikanischer Musiker
aus den 60ern, der sich zur Ruhe gesetzt hat. Ein
130 wenig wie Jimi Hendrix im Retreat. Was



macht ein Typ wie Ahmad am Sonntagvormittag in einer
Schrebergartensiedlung in Berlin-Neukölln? In einer
Mischung aus Englisch und Deutsch erzählt er, wie er vor
zehn Jahren von Jordanien über Stationen in Ungarn und
England nach Deutschland zog. Erst nach Köln, dann nach
Berlin, wo er ein Café eröffnete. Er wohnt mittlerweile so
lange hier, dass er sagen kann: „*Berlin has changed.*“
Ahmad ist ein entspannter Typ, der sich nicht so schnell aus
der Ruhe bringen lässt. 2017 bezog er seine Parzelle ohne

konkrete Vorstellung davon, was es bedeuten würde, Teil eines Kleingartenvereins zu sein. Drei Jahre später wird Ahmad im Internet eine Fahne kaufen und in der Kolonie auf Patrouille gehen. Wie konnte es so weit kommen?

Sich in einem Schrebergarten die Zeit zu vertreiben, klingt erst mal nicht besonders attraktiv. Der Schrebergarten ist ein deutsches Ding wie Dackel, Bier und Glasschalen in Birnenform. Nicht wenigen gilt der Schrebergarten als Inbegriff der Alman-Kultur. Warum ist ein Typ wie Ahmad hier? Wie kommt es, dass ein Expat zum Vorstand einer Kleingartenkolonie gewählt wird?

Gerade in Metropolen wie Berlin, wo die Mieten seit Jahren steigen, wenn man denn überhaupt noch eine Wohnung zur Miete findet, wächst die Sehnsucht nach Freiraum. Auch wenn es schwer vorstellbar ist: Die Kleingartenvereine verändern sich, langsam nur, aber stetig. Immer wenn jemand wegzieht oder nicht mehr kann, wird die Parzelle neu vergeben. **IMMER HÄUFIGER AN MENSCHEN, DIE ANDERE VORSTELLUNGEN DAVON HABEN, WIE DAS LEBEN HIER AUSSEHEN KÖNNTE.** Nach einem Tag in der Siedlung ahnt man, warum es nicht nur Ahmad, sondern immer mehr urbane Großstädter in die Schrebergärten zieht und welche Reibung dabei entstehen kann. Im Kleinen der Siedlung kündigt sich ein Mechanismus an, der sich fern vom Schrebergarten in vielen

Bereichen des urbanen Lebens wiederholen wird, wenn neue Menschen neue Räume betreten und Lust haben, Dinge zu verändern. In Berlin wird ein solches

Aufeinandertreffen häufig flankiert von der Frage, ob durch das Neue nicht auch das Alte verdrängt wird und ob man das als Gesellschaft so gut findet. Fest steht: Eine Schrebergartenkolonie ist auch nur eine Nachbarschaft – und zwischen Nachbarn kann es Streit geben. Vielleicht ist die Kolonie aber auch ein Ort, an dem hinter Gartzwergen und Gartenhecken so etwas wie eine utopische Gemeinschaft entstehen kann.

Erst mal aber gibt es viele Verbote. Ahmad zählt sie auf: Die Rasenhöhe darf zehn Zentimeter nicht übersteigen, die Hecke nur bis maximal 1,10 Meter und die Laube nicht größer als 24 Quadratmeter messen. ALLES GANZ SCHÖN DEUTSCH. Ebenso Ahmads Ehrenamt: Als Vorstand ist es seine Aufgabe, „die Dinge in Ordnung zu halten“. Das heißt, die Übergabe neuer Gärten regeln, die Verträge für neue Pächter aushändigen,



„Das ist er wohl, der gelebte Traum eines jungen, urbanen Milieus, das sein Geld selbstständig in der Kreativbranche verdient, kosmopolitisch aufgestellt ist und sich ein umweltverträgliches Leben mit der Familie im Grünen der Stadt herbeisehnt“





Sprechstunden abhalten und die Warteliste führen. Schrebergärten sind so beliebt geworden, dass die meisten lange Listen führen. Fünf bis sechs Jahre muss man in Berlin warten, bis für einen eine Parzelle frei wird. Mindestens. Eher ein Traum für Menschen also, die sesshaft geworden sind.

Der Gang durch die Kolonie führt an sehr verschiedenen Gärten vorbei. Es gibt den Typus mit **ZIERPFLANZEN** und eingelassenen Steinen im Rasen, die den Weg bis zur Laube ebnen. Einige mit so viel Liebe gestaltet, dass man sich fragt, was für Leute wohl die Besitzer sind. Andere Gärten sehen eher verwildert aus, wenig Deko, keine Hecken, nur viel Grün. Ein paar Gärten weiter bleibt Ahmad stehen und grüßt eine junge Frau über den Zaun, die ein Baby im Arm schaukelt. Sie sitzt mit ihrem Freund auf einer Holzbank vor der Laube. **SO STELLEN SICH WOHL VIELE MENSCHEN DAS LEBEN IM SCHREBERGARTEN VOR: IN LEINENKLEIDERN AUF VERWITTERTEN HOLZMÖBELN**

ENTSPANNEN, LESEN, EINEN BLUMENKLANZ FLECHTEN UND ACHTSAM LAVENDELBLÜTEN IN DEN HOLZKORB LEGEN. Die junge Frau erzählt, dass sie Journalistin ist – seit Corona nur noch im Homeoffice. Einmal habe sie auch versucht, im Garten zu arbeiten, aber nach einem Tag mit mehreren Videokonferenzen war ihr Datenvolumen für den Monat aufgebraucht. In der Kolonie gibt es kein Wi-Fi. Sie zuckt die Schultern. Schreiben würde gehen. Entdecken die neuen Bewohner*innen durch Corona den Schrebergarten als Arbeitsort?

„Anders als in den Coworking-Offices und Hafermilch-Cafés der Umgebung begegnen sich hier Menschen aus ganz verschiedenen Milieus“

Den ersten Kleingärtnerverein gründete 1814 Landgraf Carl von Hessen in Kappeln an der Schlei. Der Ursprung der Gärten ist eng mit den sozialen Problemen der Industrialisierung im 19. Jahrhundert verbunden. Der Schrebergarten war eigentlich ein Armengarten. Mit ihm sollten Arbeiterfamilien die Möglichkeit haben, sich zusätzlich mit Nahrung zu versorgen. Deswegen gilt bis heute noch die Regel, dass ein Drittel der Gartenfläche dem Anbau von Obst oder Gemüse dienen muss. Nach dem Zweiten Weltkrieg, als in Berlin kein Ziegel mehr auf dem anderen stand, gewann der Aspekt der Selbstversorgung wieder an Bedeutung. Am Vereinsheim erinnert heute noch ein Schild an diese Zeit: „Aus Trümmern erbaut 1950“. In den Wirtschaftswunderjahren verloren die Kleingärten ihre Bedeutung für die Lebenshaltung und entwickelten sich zur Freizeitbeschäftigung von Rentnern. Seit der Platz in den Großstädten schwindet und das Bewusstsein für biologisch selbst angebautes Gemüse und Obst wieder wächst, bewerben sich junge Menschen und Familien auf die Gärten. Laut einer Umfrage unter den Bezirksverbänden



132 der Kleingärtner in Berlin stehen im Moment mehr als 30.000 Menschen auf den Wartelisten

für einen der 70.000 Gärten in Berlin. Bei Ahmad muss man es gar nicht mehr mit der Warteliste versuchen. Er winkt ab. Seit Corona seien es noch mal mehr Bewerbungen geworden. „Die Leute wollen raus an die Luft“, sagt er. Das kann man ihnen nicht verdenken. Durch Homeoffice und Kurzarbeit haben sie mehr Zeit und Lust auf Selbstversorgung und Natur. Nur reichen die Parzellen hier nicht für jeden. Wer heute eine hat, kann sich glücklich schätzen. Dass man als Kleingartenbesitzer mal zu den Privilegierten gehören würde, hätte man sich vor zehn Jahren wohl noch nicht vorstellen können.

Der nächste Garten, ein neues Konzept. Kinder spielen in einem Klettergerüst, das aussieht wie eine Rakete. Der Vater eines der Kinder sitzt entspannt am Tisch, ruft ab und zu etwas rüber zu den Kindern, während er libanesisches Manouche verspeist. Er ist Software-Entwickler. Ahmad schlendert weiter. In der nächsten Parzelle wird der Unterschied zwischen alten und neuen **Laubenpiepern** am deutlichsten sichtbar. Auf wild wucherndem Rasen steht eine lange Tafel, gedeckt mit schönem Landhausgeschirr. Ahmad ruft rüber, dass er nicht einsieht, warum er nicht eingeladen wurde. Lachend wird er eingelassen und mit einem Glas Naturwein empfangen. An der Tafel sitzen drei Pärchen und essen Ceviche, während ihre Kinder im Garten herumtollen. Eine der Frauen sagt, dass sie sich hier jede Woche zum Sunday Lunch treffen. Sie heißt Ingrid und ist eine in Berlin lebende Künstlerin aus Italien. Ihr Mann hat heute Geburtstag und serviert nach dem Lunch eine Geburtstagstorte mit **Himbeeren**.

Mit ihren Kindern reden sie eine Mischung aus Italienisch und Französisch, ebenso wie die anderen am Tisch. Ingrid und ihre Freunde sind Teil einer Generation neuer, urbaner Kleingärtner. Drinnen setzten sich die dunklen Holzregale vom Weiß der getünchten Wände ab. Wie um das Bild des Öko-Hipsters zu vervollständigen, erzählen Ingrids Freunde, dass sie hinten im Garten einen Bienenstock haben, weil sie gelesen haben, dass die Berliner Bienen mit dem Bestäuben nicht mehr hinterherkommen. Das ist er wohl, der gelebte Traum eines jungen, urbanen Milieus, das sein Geld selbstständig in der Kreativbranche verdient, kosmopolitisch aufgestellt ist und sich ein umweltverträgliches Leben mit der Familie im Grünen der Stadt herbeisehnt. Wie gehen sie mit ihren Nachbarn um, die eindeutig andere Vorstellungen vom Leben im Schrebergarten haben? Ingrid hat ihre Parzelle gegenüber von Ahmad. Sie war eine der Ersten der neuen Generation hier. Die Vorhut zu sein, war manchmal nicht leicht. Nach einer Woche im Garten haben sie einen Brief bekommen, der sie darauf aufmerksam machte, dass ihre Rasenhöhe unzulässig sei. Mit ihren Nachbarn haben sie sich in der Anfangszeit nur durch den Zaun unterhalten. Mit der Zeit sei es leichter geworden. Irgendwann haben die Nachbarn gefragt, was da auf der anderen Seite für ein ungewöhnliches Gewächs stehe. Das war Topinambur, ein Wurzelgemüse, das als gesunde Alternative zur Kartoffel bekannt ist. Ingrid reichte eine Knolle rüber, und damit war das Eis gebrochen. Anders als in den Coworking-Offices und Hafermilch-Cafés der Umgebung begegnen sich hier Menschen aus ganz verschiedenen Milieus. Die Grenzen können fließend sein. Ironischerweise besinnen sich gerade die neuen Bewohner*innen mit ihrem Interesse an ökologischer Selbstversorgung und dem Leben in der Natur auf Ideen zurück, die zu den Anfängen der Schrebergartenbewegung zurückreichen. HAT DIE CORONAKRISE SO ETWAS WIE EINE ZWEITE



BIEDERMEIERBEWEGUNG AUSGELOST? Menschen, die sich aus der Öffentlichkeit zurückziehen und sich nach Häuslichkeit sehnen, nach Natur und Harmonie? Und wie kam es eigentlich dazu, dass Ahmad an so einem Ort Vorstand werden wollte?

Ahmad kramt in seiner Laube und findet nach längerer Zeit in einer **Klarsichtfolie** einen Zettel, darauf der Slogan „Gemeinsam nicht einsam“, mit dem er Wahlkampf betrieben hat. Vor allem aber mit Sachpolitik in Listenform: ein zu behebendes Wasserleck, der Ausbau digitaler Kommunikation, Organisation saisonaler Feiern und Feste, die Etablierung einer Samenbank von **Ringelblume** bis **Rittersporn** und die Installation von Licht an den Eingängen. Ahmad war der Kandidat der jüngeren Bewohner*innen. Sein Wahlkampfgegner war ein älterer Mann, dessen Wunsch es war, dass am Fahnenmast des Vereinsheims eine Deutschlandfahne gehisst würde. Nachdem Ahmad gewählt wurde, kaufte er eine Fahne in Grün-Weiß, für Natur und Frieden. Wie versprochen hat er eine WhatsApp-Gruppe gegründet, um schneller miteinander kommunizieren zu können. Die Bewohner, die keine digitalen Kommunikationsmittel nutzen wollen, besucht er. Auf den Kompromiss kommt es an. Wie es funktionieren kann, hat das Sommerfest



gezeigt. Da sind alle zusammengekommen. Ahmad hat es organisiert. Es gab eine Blaskapelle, Bratwurst – und Kimchi. Am Ende des Tages sitzt Ahmad erschöpft auf dem Dach seiner Laube. Die Sonne geht bald unter. Obwohl er nur die kleine Runde durch die Kolonie gegangen ist, hat er viele Leute getroffen. Ob er nicht

manchmal ermüdet ist von dem ganzen Gequatsche? Ahmad lacht. „Ich habe 14 Geschwister“, erzählt er. „Bei uns zu Hause wurde immer gequatscht.“ Nach ein paar Sekunden fügt er hinzu: „Unsere Haustür hat nicht mal ein Schloss.“ Er wirft einen Blick über die Schrebergartensiedlung. Am Vereinsheim flattert die grün-weiße Fahne träge im Wind.

„Mit seinem gelben Batik-Shirt und den schwarzen Locken sieht der Vorstand aus wie ein amerikanischer Musiker aus den 60ern, der sich zur Ruhe gesetzt hat. Ein wenig wie **JIMI HENDRIX** im Retreat“ 133